

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein
Band: 56 (1911)
Heft: 25

Anhang: Zur Praxis der Volksschule : Beilage zu No. 25 der "Schweizerischen Lehrerzeitung", Juni 1911, No. 6
Autor: Hassler, O. / Burkhardt, C. / Walter, J.J.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zur Praxis der Volksschule.

Beilage zu No. 25 der „Schweizerischen Lehrerzeitung“.

1911.

Juni

Nr. 6.

Der erste Leseunterricht an Sprachganzen.

Der geübte Leser fasst das Wortbild als Ganzes auf; er liest nicht — wie man zunächst erwarten könnte — die einzelnen Buchstaben, um sie dann zum Worte zu verbinden. Experimentelle Untersuchungen zeigen, dass bei einer bestimmten kurzen Expositionszeit sinnlos aneinandergereihte Buchstaben nur in geringer Zahl gelesen werden können; der Leseumfang beträgt so 5–8 Buchstaben, während er für Wörter und Sätze bis gegen 30 Buchstaben steigt. Im Einklang mit dieser Tatsache steht die Feststellung, dass die Lesezeiten für einzelne Buchstaben nicht wesentlich kürzer sind, als für ganze Wörter. Wer geläufig liest, liest also in Wortbildern; das geläufige Lesen beruht auf den „assoziativen Verknüpfungen zwischen den sichtbaren Gesamteindrücken der Schrift oder ihrer dominierenden Teile“ und dem entsprechenden Klangbild.

Da das geläufige Lesen eines der Ziele ist, dem wir unsere Schüler zuführen wollen, so liegt es nahe, die Resultate der experimentellen Psychologie auch für den ersten Leseunterricht zu verwerten. Freilich muss man sich darüber klar sein, dass diese Resultate zunächst nur Anregungen zu geben vermögen. Was in bezug auf das Lesen Geübter gilt, hat nicht ohne weiteres auch Geltung für das Lesen des Anfängers. Es bleibt uns nichts anderes übrig als einen entsprechenden Versuch im ersten Leseunterricht zu wagen.

C. Malisch, Taubstummlehrer in Ratibor, scheint das Verdienst zu haben, als erster einen konsequenten Versuch zur Verwertung der wissenschaftlichen Feststellungen gemacht zu haben. Die S. L. Z. hat in drei Nummern (20–22) des vorigen Jahrganges auf sein Vorgehen aufmerksam gemacht. Mit Malisch stimmt in wesentlichen Punkten R. Lindner, Taubstummlehrer in Leipzig überein. Bereits sind auch Fibeln nach den neuen Prinzipien erschienen; ausser derjenigen von Malisch ist eine sehr hübsch ausgestattete badische Fibel von Lay und Enderlin zu erwähnen. Wenn die verschiedenen Autoren auch in Einzelheiten von einander abweichen, so sind sie doch in den wesentlichen Punkten einig. Sie beginnen im ersten Leseunterricht mit ganzen Wörtern; sie verwenden neben den kleinen von Anfang an die grossen Buchstaben und sind so in der Lage, bald zu ganzen Sätzen und zusammenhängenden Texten überzugehen.

Sehen wir zunächst, in welcher Weise diese Autoren ihr Vorgehen begründen: Die Schrift — sagen sie — gibt nur ein sehr unvollständiges Bild der Lautsprache. Für Sprachmelodie, Betonung und Rhythmus fehlt die Möglichkeit einer schriftlichen Darstellung ganz, für die Länge und Kürze der Vokale ist eine konsequente Bezeichnung nicht durchgeführt. Was hindert den lautierenden Schüler „Ebene“ zu lesen statt „Ebene“. Dazu kommt, dass die Laute durch ihre Verbindung mit andern eine Umgestaltung erfahren. Derselbe Buchstabe bedeutet einen nach Klangfarbe, Tonstärke und Tonhöhe verschiedenen Laut je nach der Stellung, die er im Wort und im Satze einnimmt. Mit Recht heben darum Lay und Enderlin hervor, dass nur im Satze das Wort, nur im Worte der Laut mit Sicherheit erfasst werde. Die kleine Zahl von Lautzeichen genügt zur genauen Darstellung der mannigfaltigen Laute unserer Sprache gar nicht. Die schriftliche Darstellung lässt den Schüler nicht nur über Rhythmus und Sprachmelodie im unklaren, sondern auch über den speziellen Lautklang. Das *e* in „Weg“ lautet anders als dasjenige in „Tafel“; die drei *e* in „gegeben“ haben verschiedenen Klang; das *o* in „offen“ ist anders als dasjenige in „Ofen“; das erste *u* in „Uhu“ ist vom zweiten verschieden. Es ist darum „ein Fehler aller Arten von Lautiermethoden, dass sie jedem Buchstaben einen einzigen, festumgrenzten Lautklang zuordnen; ein bloss lautiertes Wort vermag oft ebensowenig den lebendigen Wortklang der gesprochenen Sprache zu wecken, als das buchstabierte“. Die Lautiermethode bedeutet wohl in manchen Fällen einen

Fortschritt gegenüber der Buchstabiermethode; sie lässt aber andererseits Schwierigkeiten bestehen, die durch ein geeigneteres Vorgehen gehoben werden können. Die Verbindung der Laute zum Ganzen ist eine besondere Leistung. Es bedarf nach der Lautiermethode zum Lesen jeder Silbe mindestens so vieler Impulse, als die Silbe Buchstaben enthält. Indem wir das Wortbild als Ganzes auffassen lassen, setzen wir an Stelle dieser zahlreichen Impulse einen einzigen. Dass das Kind solchen Anforderungen zu genügen vermag, hat es beim Erlernen des Sprechens gezeigt. Es hat in Gesamt-Klangbildern, nicht lautierend, sprechen gelernt. Sollte es ihm nicht auch möglich sein, in Gesamtbildern lesen zu lernen? Die Möglichkeit ist durch eine Reihe von Versuchen bereits erwiesen.

Wie gestaltet sich nun der Leseunterricht an Sprachganzen im einzelnen? Er schliesst an den Anschauungsunterricht an. Jener vermittelt den Bedeutungsinhalt und in Verbindung damit die sprachliche Bezeichnung. Dieser wählt aus der Fülle des behandelten Stoffes geeignetes Material aus. Es kommt hier in erster Linie auf eine direkte Verbindung des Schriftbildes mit dem Bedeutungsinhalt und mit dem Klangbild an. Darum wird mit dem Schriftbild dem Schüler der wohlbekannte Gegenstand vorgelegt. Beide stehen während längerer Zeit immer wieder vor den Augen des Schülers. Um einer solchen Forderung nachkommen zu können, wählt Malisch zunächst nur Hauptwörter, deren Inhalt leicht veranschaulicht werden kann. Da der Bedeutungsinhalt als bekannt vorausgesetzt werden darf, kann auch das Bild Verwendung finden. Durch direkte Handlung und durch das Bild kann die Tätigkeit veranschaulicht werden, so dass seiner Ansicht nach der frühzeitigen Einführung des *Tätigkeitswortes* nichts im Wege steht. Sobald dieses berücksichtigt wird, bietet sich leicht Gelegenheit zur Einführung zusammenhängender Texte.

Für die Auswahl der Wörter ist neben der sichern Kenntnis des Bedeutungsinhaltes die *Eigenart der Form* massgebend. Charakteristische Wortbilder mit Ober- und Unterlängen erleichtern das Auffassen und Wiedererkennen des Wortbildes; die Verwendung grosser Anfangsbuchstaben erscheint darum vorteilhaft, während Zusammenstellungen wie an, in, um, ein, nun, man, mein, nein usw. das Lesen nach Gesamtbildern durch ihre Gleichförmigkeit erschweren. Für die Auswahl der Wörter ist weiter massgebend die Möglichkeit, sie im Zusammenhang wieder verwerten zu können. Jene Wörter sind darum besonders willkommen, die immer wieder neue, dem Kinde interessante Zusammenhänge zu bilden vermögen. Auf diese Weise kommt die Übung am ehesten zu ihrem Recht. Dadurch, dass der Lesestoff dem Anschauungsunterricht entnommen wird, dürfte ihm von vornherein das Interesse des Kindes gesichert sein. Das Lesen des Schülers kann frühzeitig verständnisvoll und gefühlsbetont werden. Um dies letztere ganz besonders zu erreichen, haben Lay und Enderlin bei der Stoffauswahl das Leben des Kindes, besonders seine Betätigung im Spiel in den Vordergrund gestellt.

Zu einer *Analyse des Wortbildes* wird der Schüler zunächst nicht veranlasst. Man überlässt es ihm, unterscheidende Merkmale aufzusuchen. Nach und nach mag er zu solchen Angaben häufiger aufgefordert werden, die zeigen, woran er ein Wort erkennt. Es ist nicht notwendig, das Wort in allen seinen Teilen zu erfassen, um es lesen zu können; von einer bis ins Einzelne gehenden Erfassung der Elemente hängt die richtige Apperzeption nicht ab. Mit Recht weist Lindner darauf hin, dass wir fliessend deutsche Druckschrift lesen, ohne eine ganz klare Vorstellung von ihren Buchstaben zu haben. Man versuche einmal ein grosses *B* unserer deutschen Druckschrift genau wiederzugeben; man wird die Entdeckung machen, dass wir ein recht unsicheres Bild der uns sonst so geläufigen Buchstaben haben. Einmal wird man freilich zum einzelnen Laut und seinem Zeichen, dem Buchstaben, übergehen müssen, um später gelegentlich Fehler besprechen zu können; es wird sich im Schreibunterricht auch Gelegenheit bieten, den ein-

zeichnen Buchstaben zu üben. Aber man braucht diesen Abstraktionsprozess nicht zu beschleunigen; er ergibt sich aus einem grösseren Wortmaterial in natürlicher Weise. Der Schüler, der mehr als ein dutzendmal in zusammenhängendem Text neben dem Wort „Fisch“ das Wort „Fische“ gesehen hat, wird keine Mühe haben, das *e* zu isolieren. Lay und Enderlin setzen zwar den isolierten Buchstaben von anfang an neben den zusammenhängenden Text, tun dies aber, wie sie deutlich hervorheben, nur als Konzession an die Anhänger des bisherigen Vorgehens. Nach Malisch sollen die Schüler den gesamten Wortschatz des ersten Schuljahres in Wörtern, Sätzen und zusammenhängenden Lesestücken — ohne Zerlegung in die Elemente — lesen lernen. Dagegen übt Malisch das Zerlegen in Silben. Es ist ja wahrscheinlich, dass mit Hilfe der Silben mehr unbekannte Wörter gedeutet werden, als mit Hilfe der einzelnen Buchstaben. — Die Druckschrift wird später in gleicher Weise nach Gesamtinnervationen gelesen. — Darin stimmen die Autoren überein, dass unter diesem Vorgehen die Orthographie nicht leide. Es ist nicht undenkbar, dass die beständige Übung in der Auffassung des Gesamtbildes die orthographische Sicherheit fördere.

Welche Stellung wird bei diesem Verfahren dem Schreiben zugewiesen? Malisch hält an einem Schreibleseunterricht im strengen Sinne fest. Die Sprachganzen, die gelesen werden, sollen sogleich schriftlich zur Darstellung gelangen. Auf einer „Vorstufe“ wird durch malendes Zeichnen die nötige Fertigkeit entwickelt. Charakteristisch für Malisch sind gewisse rhythmische Zeichenübungen, in denen der Schüler während des Zeichnens spricht. In einem Zuge wird eine Kanne oder Tasse gezeichnet und dazu das Sätzchen gesprochen: „das ist eine Kanne“ usw. Zunächst wird frei auf die Tafel gezeichnet; dann werden die Zeichnungen auf eine Linie gestellt und schliesslich zwischen zwei Linien untergebracht. Bei normalen Verhältnissen glaubt Malisch mit einer guten Klasse die Aufgaben der Vorstufe in sechs Wochen lösen zu können; in überfüllten Klassen und bei sprachlich weniger leistungsfähigen Schülern genügen nach den bisherigen Erfahrungen zehn bis zwölf Wochen zur Vorbereitung für das eigentliche Lesen und Schreiben. Das Schriftbild, das mit dem Gegenstand selbst in möglichst enge räumliche Beziehung gebracht wurde — das Wort „Ei“ wird auf ein Ei geschrieben und vorgewiesen — wird zuerst frei nachgezeichnet, später auf und zwischen die Linien gestellt. Auf das Nachzeichnen folgt das gedächtnismässige Darstellen.

Lindner verzichtet darauf, mit dem Lesen auch das Schreiben einzuführen. Er weist darauf hin, dass das Sprachverständnis im Kinde erwacht, ehe es spricht. Stern hat gezeigt, wie jedes Wort erst die Sprachschwelle passieren muss, d. i. die Stufe des eben verstandenen Wortes, ehe es die Sprechschwelle überschreiten kann. Die Zahl der verstandenen Wörter wächst schneller an, als die Zahl jener Wörter, die zur freien Produktion zur Verfügung stehen. Ähnliches glaubt Lindner für das Verhältnis von Lesen und Schreiben voraussetzen zu dürfen. Auch hier setzt jede Produktion zahlreiche Perzeptionen voraus. Darum soll ein Wort manchmal gelesen werden, ehe man an die schriftliche Darstellung geht. Das Wiedererkennen eines Wortbildes ist viel leichter als die Wiedergabe durch die Schrift. Lesen und Schreiben vereinigt, gibt darum ein ungleiches Gespann. Das Lesen müsste so künstlich verzögert, das Schreiben gewaltsam gefördert werden. Dass die schriftliche Darstellung dem Lesen nicht unbedingt parallel zu gehen braucht, zeigt wiederum ein Hinweis auf die Druckschrift. Wir lesen ganze Seiten ohne das Bedürfnis zur Nachbildung dieser Schriftformen zu empfinden; die wenigsten Leser werden je die Formen der deutschen Druckschrift nachzuzeichnen sich bemüht haben.

Nach Lindner dürften wohl Anschauungsunterricht, Leseunterricht und Schreibunterricht ihren selbständigen Gang gehen; doch entnimmt der Leseunterricht den geeigneten Stoff dem Anschauungsunterricht; für das Schreiben werden passende Stoffe des Leseunterrichtes ausgewählt.

Die Methode Malisch hat sich unter schwierigen Verhältnissen im Klassenunterricht bewährt; wieweit Lindner über praktische Erfahrungen verfügt, ist mir nicht sicher bekannt. Dass ein erster Leseunterricht an Sprachganzen für Schüler

und Lehrer weit interessanter ist, als das bisherige Verfahren, kann kaum bezweifelt werden. Malisch darf wohl mit Recht von der Überlegenheit eines Vorgehens in sprach- und geistbildender Hinsicht reden.

Wenn ich zum Schlusse auf einen Versuch hinweise, den gegenwärtig Hr. Klauser mit der ersten Klasse der kantonalen Übungsschule durchführt, so möchte ich mich damit keineswegs von vornherein für die neue Methode verpflichten, so sehr die bisherigen Resultate befriedigen. Es sei auch ohne weiteres zugegeben, dass manches, was bisher unternommen wurde, der Verbesserung in weitgehendem Masse fähig ist. — Wir haben in der Übungsschule im Gegensatz zu Malisch und Lindner die Zahl der Hauptwörter zurücktreten lassen und dafür das Eigenschafts- und das Tätigkeitswort früher eingeführt. Es ist auf diese Weise mannigfaltigere und interessantere Übung möglich geworden. Der blossen Übung galt z. B. die heutige Stunde, während in der vorhergehenden das Wort „Kirsche“ im Zusammenhang mit dem Anschauungsunterricht und dem Modellieren eingeführt worden war. Ein Beispiel mag zeigen, was die Schüler heute, nach 16 Lektionen zu ca. 30 Minuten lesen: Den Schülern wird eine Kirsche vorgelegt. „Was siehst du?“ „Ich sehe eine Kirsche.“ „Was für eine Kirsche siehst du?“ „Ich sehe eine rote Kirsche.“ „Ich will den Satz an die Tafel schreiben.“ Der Satz entsteht nun vor den Augen der Schüler; die einzelnen Teile werden der Reihe nach gelesen, hierauf der ganze Satz. Dann werden die Schüler aufgefordert, einzelne Wörter zu zeigen. „Zeige mir, wo „rote“ steht! wo „Kirsche“! wo „eine“!“ Es werden andre Sätze angeschrieben und in gleicher Weise analysiert: „Ich sehe ein schwarzes Rad. Ich sehe einen gelben Hut. Ich sehe einen schwarzen Hut. Ich sehe einen grossen Hut.“ Neben den Satz: „Ich sehe eine rote Kirsche“ wird der andere gestellt: „Ich sehe viele rote Kirschen.“ Da die Schüler aufgefordert werden, zu zeigen, was in den beiden Sätzen gleich sei, ergibt sich, dass sie die Worte „Kirsche“ und „Kirschen“ bereits unterscheiden. Das Lösen des „n“ würde keine Schwierigkeiten machen; ein Schüler vollzieht es während der Übung ganz spontan; ohne dass man weiter darauf eintritt. Das Lesen geht weiter: „Ich sehe viele kleine Eier. Ich sehe viele runde Eier. Ich sehe einen runden Ball. Ich sehe einen blauen Ball. Ich sehe eine grosse Sonne.“ — Dann kommen die Schüler selbst an die Tafel, zeigen einzelne Sätze und rufen einen Mitschüler zum Lesen auf. Da acht Sätze untereinander stehen, ist zu mannigfaltiger Übung reichlich Gelegenheit geboten. — Die Schüler bringen der gesamten Übung grosses Interesse entgegen. Einige Schwierigkeiten bereiten die Wörter „blau“ und „Ball“, die längere Zeit nicht mehr wiederholt worden sind; im übrigen fällt auf, dass auch schwächere Schüler recht befriedigende Leistungen aufzuweisen haben. — Geschrieben wurden bisher nur versuchsweise ganz wenige Wörter.

Die bisherigen Beobachtungen haben es für mich zur Gewissheit werden lassen, dass man an die Erstellung einer neuen Fibel nicht gehen sollte, ohne sich mit der Möglichkeit eines ersten Leseunterrichts an Sprachganzen gründlich auseinanderzusetzen zu haben.

H. Stetibacher.

Literatur.

- C. Malisch. Der erste Lese- und Schreibunterricht an Sprachganzen. Breslau, Goerlich. Fr. 1. 35.
C. Malisch. Fibel für den ersten Schreibleseunterricht an Sprachganzen. I. Teil. Schreibschrift. Breslau, Goerlich.
R. Lindner. Die Einführung in die Schriftsprache. Zeitschrift für pädag. Psychologie. 1910. Leipzig, Quelle & Meyer.
Lay u. Enderlin. Im goldenen Kinderland. Leipzig, Quelle & Meyer.
Jahrbuch der st. gallischen Lehrerkonferenz. (Dieses letztere konnte für die vorliegende Arbeit nicht in Betracht kommen, da ich erst nach Abschluss derselben davon erfuhr.)

Produktivität in des Wortes engster Bedeutung ist in unsern Volksschulen eine Seltenheit... Produktives Schaffen im Werkunterricht kann nicht als Prägung neuer Werte, sondern als ein Nachschaffen und Umformen gegebener Werte aufgefasst werden. Das werktätige Schaffen darf jedoch nicht als mechanische Arbeit aufgefasst, sondern muss in gewissem Sinne produktiv sein. Aus sich heraus soll das Kind gestalten und formen, nachdem sein Geist Gestalten und Formen in sich aufgenommen und „verarbeitet“ hat.

Donzer.

Zur Praxis des Aufsatzunterrichts.

Strassenleben am Feierabend.

Von Dr. O. Hassler, Basel.

Vor zwei Jahren (Augustnummer der „Paxis der Volksschule“) habe ich eine Anzahl von freien Aufsätzchen mitgeteilt, welche von Schülerinnen der 3. Sekundarklasse (7. Schuljahr) geschrieben worden waren. Heute lege ich wiederum einige Proben vor, deren Thema aus dem für Stadtkinder reichsten Beobachtungsgebiet, aus dem Strassenleben, entnommen ist. Die vorliegenden Aufsätze wurden von Schülerinnen der 2. Sekundarklasse (6. Schuljahr) angefertigt. In ähnlicher Weise, wie früher, bin ich auch diesmal bei der Einführung verfahren. Etwa acht Tage vor der Ausarbeitung stellte ich den Schülerinnen die Aufgabe, das Leben auf den Strassen am Feierabend der Fabrikleute zu beobachten und ihre Aufmerksamkeit besonders den Vorübergehenden zuzuwenden, zu versuchen, ob sie „Gedanken lesen“ könnten. In einer folgenden Stunde wurden solche Beobachtungen mitgeteilt, dann später der Aufsatz ausgearbeitet, wobei bezüglich Überschrift und Form jede Schülerin völlig freie Hand hatte. Endlich wurden die Arbeiten, ohne Korrektur meinerseits, ins sogen. Reinheft geschrieben. Abschriften dieser Eintragungen liegen in den hier folgenden Proben vor.

1. Am Feierabend der Fabrikleute.

Es hat 7 Uhr geschlagen, die Fabrik ist aus. Jetzt kann man sehen, wie die Arbeiter und die Arbeiterinnen in ganzen Scharen aus der Fabrik strömen. Einige beeilen sich, nach Hause zu gehen, da sie vielleicht zu Hause kochen müssen, oder da vielleicht jemand krank sein könnte. Andere stehen vor dem Tore und sprechen miteinander von der Haushaltung, oder von dem Geschäft, was sie den ganzen Tag getrieben haben. Einige bleiben auf der Strasse stehen und sprechen vom Lohn, den sie ziehen werden. So geht es zu vor der Fabrik nach Feierabend.

2. Feierabend der Fabrikleute.

Wenn am Abend die Fabriken aus sind, herrscht grosser Verkehr auf den Strassen. Jetzt öffnet der Abwart das Tor. Aber welch Gestösse, sie drängen sich alle in grossen Scharen hinaus.

Sie beeilen sich alle nach Hause, denn sie haben Hunger. Die Freundinnen warten noch aufeinander, damit sie nicht allein den Weg machen müssen. Das Aussehen ist bei manchen freundlich, bei andern sehr betrübt. Sie haben zu Hause vielleicht viel Kummer. Ihr Gang ist sehr langsam, und haben keine Begleitung. Andere hingegen haben wichtige Gespräche.

Die Männer gehen noch in das Wirtshaus, um ein Bier zu trinken. Die Mädchen gehen ins Theater oder andern Vergnügungen nach.

3. Der Feierabend der Fabrikleute.

Es schlägt sieben Uhr vom Turm. Dann läutet es in den Fabriken. Jetzt kommen die Leute heraus in einem ganzen Rudel, Männer und Frauen alles durcheinander. Einige Frauen warten auf ihre Männer oder auch umgekehrt. Manche denken: „wenn ich nur den Kindern die Röcke schon geflickt hätte. Ich habe doch noch keinen Feierabend zu Hause.“

Jetzt hört man allerlei Geschwätz. Manche gehen auch müde heim, denn sie haben so viel gearbeitet, dass sie fast nicht mehr gehen können. Viele gehen schnell nach Hause, vielleicht sehen sie ihre Kinder nicht lange.

Aber viele gehen gleich nach dem Feierabend fort, irgend einen Weg und kommen vielleicht lange nicht nach Hause.

4. Der Feierabend der Fabrikleute.

Wenn der Feierabend heranrückt, so herrscht ein reges Leben. Man kann von unten hinauf sehen, wie die Leute hin und her gehen, und wie die Türen unten auf und zu gehen. Auf einmal sehen wir Leute am Fabrikator. Viele bleiben da stehen, denn sie warten auf ihre Freunde und Freundinnen. Andre gehen sogleich nach Hause. Manchen Leuten sieht man es an, dass sie Kummer und Sorge haben, denn sie gehen

ganz gebeugt und das Gesicht ist manchmal ganz abgemagert. Manche reden miteinander, was sie besonderes im Geschäft getan haben und so reden sie manchmal laut, dass man das eigene Wort nicht hört. Wieder andere haben allerlei Gedanken. Manche gehen nicht sogleich heim, sondern in das Wirtshaus und spielen mit Karten, dabei verklopfen sie viel Geld.

5. Nach Feierabend am Fabrikator.

Wenn die Leute am Abend aus der Fabrik kommen, strömen sie aus den Toren wie die Bienen aus dem Bienenhaus. Manche Kinder warten auf die Mutter oder auf den Vater. Manche Mütter schicken ihre Kinder, damit der Vater nicht in das Wirtshaus geht. Auf dem Heimwege laufen einige schnell und andere warten auf ihre Männer; denn diese haben manchmal eine Stunde später aus. Darunter sind auch schon kränkliche Leute, diese sind froh, wenn sie still nach Hause können, denn zu Hause ist vielleicht ein krankes Kind. Diese Leute denken immer ihrem Kummer nach. Die jungen Leute jauchzen und scherzen. Viele haben einen langen Heimweg. Dann nehmen sie das Tram, damit sie schneller zu Hause sind. Ein Teil davon schimpft über andere Leute, weil sie vielleicht ein besseres Leben führen können. Wenn aber der Samstag naht, machen die Leute Pläne, was für Spaziergänge sie am Sonntag machen können. Andere gehen ins Theater oder in ein Konzert. So geht es Tag für Tag nach Feierabend, wenn die Fabrik aus ist.

6. Nach Feierabend.

Die Glocken des Kirchturms haben sechs Uhr geschlagen. Die meisten Fabrikatoren öffnen sich, und von innen strömt eine Menge von Fabrikleuten heraus. Die meisten sind sehr müde, und sehnen sich nach baldiger Ruhe. Andere müssen vielleicht noch mehr Arbeiten verrichten, und machen schon kein so vergnügtes Gesicht.

Am besten können wir aber das am Samstag, wenn die Leute Zahntag haben, sehen. Da bleiben gewöhnlich etliche unter dem Fabrikator stehen, öffnen ihre Zahltäppacklein, und zählen das Geld, ob sie nicht etwa zu wenig haben.

Nachher sehen wir gewöhnlich fast alle Gassen mit Leuten gefüllt, die meisten mit vergnügten Gesichtern. Die einen gehen ins Wirtshaus, andere gehen Spiel und Musik nach, und wieder andere gehen allerlei Vergnügungen nach.

Es gibt aber auch solche, die sich sofort nach Hause begeben, um den Ihrigen auch eine Freude zu bereiten, was auch das schönste und beste ist.

Auf dem Wege erzählen sie sich allerlei Spässe, denn sie sind so vergnügt, sie haben ja den Zahntag erhalten, wo sie wieder ein schönes Geld in die Kasse legen können.

Andere aber, z. B. Arme, wissen schon, was sie mit ihrem Gelde anfangen müssen. Man sieht es gleich, sie haben gar nicht so grosse Freude daran, wie die andern. „Denn“, sagt sich der eine, „was soll ich jetzt mit diesem Gelde wieder anfangen, das ganze Haus voll Schulden, und nie reich!“ Ein anderer muss vielleicht sein Geld der Doktorrechnung geben, was auch wieder etwas sehr Trauriges ist.

So sehen wir also, zu was für verschiedenen Zwecken das Geld wieder ausgegeben werden muss.

7. Nach Feierabend.

Wenn es Feierabend ist, läuten die Glocken. Die Arbeiter und Arbeiterinnen kommen von ihren schweren Arbeiten nach Hause. Sie sehen müde und matt aus. So ist es bei uns, wenn mein Vater von seiner schweren Arbeit nach Hause kommt. Dann geht er mit uns Kindern an den Rhein, und wir singen das Lied: Am Rhein, o wie herrlich, oder wir spielen Verstecken. Manchmal kommen auch Freundinnen von mir, dann geht es ein bisschen lustiger zu. Wenn wir müde sind vom Springen, dann ruhen wir aus und sie erzählen uns ein lustiges Geschichtchen, dass es auch etwas zum Lachen gibt. Wenn wir heimkommen, müssen wir der Mutter alles erzählen. So vergeht unser Feierabend.

8. Das Leben auf den Strassen am Feierabend.

Es ist Feierabend. Die Uhren der Kirchen schlagen 7 Uhr. Auf den Schlag strömen aus den verschiedenen Geschäftshäusern

und Werkstätten die Arbeiter und Arbeiterinnen. Einige lachend und schwatzend, andere still und traurig.

Dort beobachten wir einen Schlosserarbeiter, der ernst und still etwas abseits von den andern dahinschreitet. Man merkt es ihm an, dass etwas mit ihm vorgefallen ist, entweder war's Krankheit oder sonst etwas.

Dort sehen wir einige junge Fabrikmädchen, welche lachend ihren folgenden Sonntagsausflug besprechen. Durch all dieses rege Leben läuft eine Mutter rasch der nahen Krippe zu, um ihre Kinder zu holen. Bald tritt sie wieder heraus, das Kleinste im Wagen, das andere nebenhertrippelnd, schon biegen ihre zwei Ältesten mit dem Vater an der Hand um die nächste Ecke. Fröhlich gehen sie ihrer Wohnung zu, wo sie sich bald um einen warmen Kaffee versammeln. Nach dem Essen bringen die Kinder ihre Schulhefte und zeigen sie den Eltern. So ist den Arbeitern und Arbeiterinnen der Feierabend willkommen.

9. Die heimkehrende Fabrikarbeiterin.

Als ich jüngst einmal um 12 Uhr bei einer Fabrik vorbeiging, betrachtete ich die Leute, welche gerade zum Tor herauskamen. Es waren lauter Arbeiter und Arbeiterinnen. Unter letzteren bemerkte ich eine Frau, welche sehr bleich aussah, aber erst etwa in den mittlern Jahren. Dem Aussehen nach war sie eine Witwe, denn sie trug eine ganz schwarze Kleidung. Ich schlich leise zur ihr heran, doch so, dass sie mich nicht leicht bemerken konnte. Als ich so dicht neben ihr stand, schaute ich ihr fest ins Gesicht. Die Augen hatten einen sonderbaren Glanz. Aber aus ihren Zügen blickte lauter Wehmut. „Kann diese Frau wohl auch fröhlich werden und einmal lachen, wie alle ihre Mitarbeiterinnen?“ dachte ich. Da ertönte auf einmal ein helles Kinderstimmchen: „Mutter, sieh doch, ich habe dich gefunden.“ Und dabei drängte sich ein etwa sechsjähriges Mädchen in schwarzer Kleidung hinzu. Durch die bleichen Züge der Frau ging ein stilles Lächeln, das aber bald wieder verschwand. Und nun gingen sie Hand in Hand nach Hause.

* * *

In den vorliegenden Arbeiten lassen sich auf den ersten Blick drei Gruppen unterscheiden. Die ersten 4 Aufsätzchen bieten das ohne weiteres Auffällige, was auch beim Zusammentragen der Beobachtungen in erster Linie mitgeteilt wurde, wie wohl eigene Gedanken und besondere Wahrnehmungen auch hier nicht völlig fehlen. Nummer 5 und 6 bieten davon bedeutend mehr und zeigen den Versuch möglichst allseitiger Behandlung. 7 bis 9 sind von den besten; die eigene Beobachtung, ja das eigene Erlebnis, tritt derart in den Vordergrund, dass die Gemeinplätze fast gänzlich verschwinden. Besonders Nummer 9 leistet darin Hervorragendes, es ist eine beinahe künstlerische Skizze.

Klassengemeinschaftsleben III.

Tagebuchblätter

von C. Burkhardt, Knabensekundarschule Basel.

(Schluss.)

17. Januar. Ich hatte mitgeteilt, dass morgen für unsere Schule eine Tellaufführung im neuen Stadttheater stattfinden werde. Der Besuch sei eine Handlung der Klasse, wie ein Ausflug, und diese sei dafür verantwortlich. Vielleicht habe der Ausschuss irgend etwas vorzukehren. Heute legt Präsident H. seinen Kameraden dar, die Ehre der Klasse stehe morgen auf dem Spiele, und ersucht um Meinungsäusserungen. Pl. schlägt einen Ausnahmestrafartikel vor. J. M. meint, dies sei überflüssig, der Aufseher solle auch im Theater funktionieren. C.: Wir brauchen keinen Aufseher, denn wir wissen alle, wie wir uns einer solchen Gunst gegenüber zu verhalten haben. Verginge sich dennoch einer, so sollte der Ausschuss am Mittwoch darüber berichten und Strafverfolgung betreiben. A.: Wir brauchen keine Aufsicht; wir können uns selber in Zucht halten. F.: Ein jeder sollte sein eigener Aufseher sein, sich selbst beaufsichtigen. In diesem Sinne wird beschlossen, und

H. schliesst mit der Ermahnung, sich der Gunst würdig zu erweisen.

Der kranke Sp., dem noch eine Karte mit dem Schillerstein geschickt und worin bedauert wird, dass er der Vorstellung fernbleiben müsse, sendet einige der Blumen, die seiner Mutter aus Cannes zugekommen waren. Sie bieten Anlass, unser Klima mit demjenigen der Riviera zu vergleichen.

18. Januar. Besuch der Tellaufführung im Stadttheater, worauf in zwei Deutschstunden vorbereitet worden. Die musterhafte Ordnung, die im ganzen Hause herrschte und die strahlenden Gesichter bewiesen, wie mächtig die ewig junge Dichtung auf die „Schillergemeinde“ wirkte. Kein Zwischenfall.

19. Januar. Besprechung der gestrigen Aufführung, die nächst Schiller, dem Staate und der Theaterverwaltung zu verdanken ist, und Vergleichung derselben mit den meist rohen und blutigen Schauspielen, womit das römische Volk unterhalten wurde. Euch bot man reinen, erhebenden, für Freiheit und Recht begeisternden, echt patriotischen Genuss; in Rom wurde die Menge in Theater und Zirkus in Knechtschaft und Roheit erhalten, um sie desto leichter zu ehrgeizigen und geldgierigen Zwecken missbrauchen zu können. Rom lebte von der Unterjochung und Ausplünderung der Provinzen; wie hätte es an tellähnlichen Schauspielen Gefallen finden können?

22. Januar. Stimmenverkauf im alten Rom. Jeder von euch ist stolz auf sein klassenbürgerliches Stimm- und Wahlrecht, und nichts Schlimmeres kann einem begegnen, als von demselben ausgeschlossen zu werden. Wenn ihr, wie z. B. heute wieder, euren Ausschuss oder einen Beamten zu wählen habt, so gebt ihr eure Stimmen denjenigen, die ihr als die Fähigsten und Würdigsten erachtet, das Interesse und die Ehre der Klasse zu wahren. Eure Stimmen gehören wohl euch, aber nur, um damit das Klassenwohl zu fördern. Dem Wahlrecht steht die Pflicht, gut zu wählen, gegenüber. Böte euch ein Unwürdiger 5 Cts. oder einen Apfel für jede Stimme, so täte euch und euren Mägen der Preis zwar wohl, schlecht aber bekäme euer Handel der Klasse. Ihr würdet ihr Wohl euren Gaumen opfern, ihr würdet das Bürgerrecht missbrauchen, die Gemeinschaft verraten. — So verkauften die römischen Lumpenproletarier ihr Bürgerrecht, um sich satt zu essen und unterhalten zu werden. Die Schuld trifft aber in erster Linie nicht sie, sondern die sozialen Missstände, die sich nach und nach ausgebildet hatten. — Auch heutzutage kommen hier und dort noch Wahlbestechungen vor, namentlich in Nordamerika. F. erzählt von Gelagen, die er im Waadtland vor einer Wahl beobachtet habe. — Neuer Ausschuss: Bu., Bi., M. — H. berichtet über das Befinden des kranken C., dem eine Karte geschickt wird.

24. Januar. Ich hatte für die Klasse Ansichtskarten gekauft; der Kassier wird ermächtigt, mir den Franken rückzuvorgüten. Einige wollen mir auch den Klassendank votieren; F. schlägt sogar vor, mich auf die Meister Hämmerlin-Tafel zu schreiben, wird aber von R. bedeutet, dass dies nicht angehe, massen ich kein Klassenbürger sei.

25. Januar. F. war gestern, als ich herausgerufen worden, vom hinter ihm sitzenden Fr. freundnachbarlicher- und mutwilligerweise am Kopf gefasst und rückwärts gezogen worden, und hatte, weil seine jüngst operierte Nase dabei berührt worden, einen Schmerzensschrei ausgestossen. Beide waren vom Aufseher notiert, und laut letzter Strafgesetzergänzung mit doppelter Strafe belegt worden. Von diesem untern Gericht appelliert heute F. in guter Rede an die Klasse als oberes Gericht (Appellationsgericht), und findet Erhörung. Gegenüber dem Antrag J. M., die Strafe F's einfach aufzuheben, siegt derjenige B's, dieselbe dem schuldigen Fr. aufzubürden.

26. Januar. Wie solid die Aussöhnung zwischen den wegen Strassengeschichten letzten Sommer verurteilten H. und R. einer-, C. andererseits ist, erfuhr ich heute, als mir der letztere eine schöne Karte zeigte, die ihm während seiner letzttägigen Krankheit von seinen beiden ehemaligen „Feinden“ privatim geschickt worden.

29. Januar. Unseres Lesebuchs schönheitsstrahlendes Gedicht „Theodor“ (von F. Avenarius) wiederum gelesen. Dieser Theodor ist ein herrlicher Junge. Wer von euch fühlt sich ihm gleich? Niemand meldet sich. Wer möchte ihm gleichen? Alle. Wer glaubt, ihn zu erreichen? Niemand. Wer glaubt, ihm nahe

kommen zu können? Dazu wäre unablässiges Streben nötig. Theodors Bild sollte euch immer vorschweben; er sollte euch Vorbild sein.

Vor jedem steht ein Bild dess', was er werden soll;
So lang er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll.

(Rückert.)

Ein solches Vorbild heisst Ideal. Den herrlichen Theodor solltet ihr zu eurem Ideal erheben.

31. Januar. G. schlägt in guter Rede die Errichtung einer Theodorstafel vor, worauf diejenigen geschrieben würden, die durch feines, offenes, ritterliches Benehmen Theodor nahe kämen. J. M. sagt, neben der Meister Hämmerlein- und Jungheldentafel sei keine weitere mehr nötig. Sp.: Theodor war auch bescheiden; das wären wir ja nicht, wenn wir uns auf die Theodorstafel schreiben liessen. R. würde es begrüßen, wenn Pl. (der beste Zeichner der Klasse) ein Bild Theodors anfertigen würde. Wir würden es oft ansehen und zur Nacheiferung angespornt werden. A.: Pl. weiss ja nicht, wie Theodor ausgesehen hat; wie könnte er also ein Bild von ihm zeichnen? K.: Es gäbe ein Phantasiebild. Pl.: Andere stellen sich Theodor anders vor, als ich und wären enttäuscht, und überdies wäre ein gezeichneter Theodor kein Ideal mehr, sondern ein wirklicher Mensch. Am besten wäre, den Namen des herrlichen Jungen auf einer Tafel vor die Klasse zu hängen. C. greift diesen Gedanken auf und stellt den bezüglichen Antrag, der einstimmig angenommen wird.

3. Februar. H. bringt zu aller Überraschung und Freude eine schön eingerahmte Tafel, auf die er in geduldiger und wohlgeungener Arbeit den Namen „Theodor“ in gotischen Buchstaben gezeichnet und gemalt hat. Warmer Dank wird ihm vom Präsidenten, und bald prangt das Bild an der Wand und mag nun seine Wirkung tun.

5. Februar. Das altrömische Verhältnis von Patron und Klient genauer besprochen an Hand der drei in der Klasse bestehenden Patronate. Zweck hier Förderung des Schwächern, Beweggrund Liebe und Freundschaft, Altruismus; Zweck dort Beherrschung und Ausnützung, Beweggrund Eigennutz und Prahlucht, Egoismus. Klassenaufsatz: Patron und Klient.

Es ist selbstverständlich, dass die römische Geschichte, die ich besonders vom Gesichtspunkt der Förderung bürgerlicher Einsicht aus betreibe, auf Schritt und Tritt Erinnerungen an unser Klassenbürgerleben und die daran geknüpften Erörterungen weckt und dadurch erhellet wird.

7. Februar. Der Aufseher Sch. reicht nach ganz kurzer Amtung ein schriftliches Entlassungsgesuch ein. C. erinnert daran, dass das Gesetz geheime Abstimmung verlange. J. M. ist der Ansicht, es sollte dem Abtittenden willfahrt werden. Zwingt man ihn, zu bleiben, so würde er vielleicht seine Pflichten vernachlässigen, und dann würde der Zweck der Beamtung nicht erreicht. Pl. ist gegenteiliger Meinung: bevor die Kameraden kandidieren, sollen sie überlegen, ob sie die auferlegten Pflichten auch zu erfüllen imstande sind. Die Demission wird genehmigt. — Verschiedene haben Bilder gezeichnet, zwei der Klasse Dienste geleistet. Dank und Ehrung.

9. Februar. In Abwesenheit des kranken Präsidenten, mit dem Karten gewechselt werden, und über dessen Befinden Sp. berichtet hat, fragt Dreier B. die Klasse an, ob sie es für richtig halte, dass der Vizeaufseher nach der Demission des Aufsehers sofort dessen Stelle eingenommen habe. K. bejaht, sich auf den Wortlaut des Gesetzes berufend. C.: Die Amtsdauer des Aufsehers ist nicht abgelaufen gewesen; also ist nicht ohne weiteres klar, dass M. richtig gehandelt habe. Ich schlage vor, die Klasse entscheide, ob M. fortamten oder ein neuer Aufseher gewählt werden solle. J. M.: Man soll nicht am Buchstaben kleben. Der Sinn des Gesetzes ist offenbar der, dass, sobald der Aufseher zu amten aufhört, der Vertreter an seine Stelle rücke. Ob die Amtsdauer abgelaufen sei oder nicht, ist nebensächlich. Sch.: Es war Pflicht des Vizeaufsehers, sofort in die Lücke zu treten; sonst hätten wir ja keinen Aufseher gehabt. G.: M. hat Recht getan und ist dafür zu loben. D.: M. hätte die Meinung der Klasse einholen sollen. M.: Das brauchte er nicht zu tun; wenn der Aufseher nicht amtiert, muss dies sein Vertreter tun. K.: Aber nur in der Abwesenheit des Aufsehers. L.: M. soll Aufseher sein, und wir wollen jetzt einen Vize-Aufseher wählen. Sp.: In solchen Fällen sollte das Gesetz entscheiden; es wäre am Platze, in dasselbe einen neuen

Artikel zu setzen, um solche Diskussionen in Zukunft überflüssig zu machen. Abstimmung: M. rückt zum Aufseher vor. B. verlangt, dass die Klasse entscheide, ob das Aufsehergesetz revidiert werden solle oder nicht. Einstimmig wird Revision beschlossen. Endlich erhebt sich die Frage, ob Sch. für seine kurze Amtsführung gedankt werden solle; dies wird verneint. Neuer Vize-Aufseher: H.

12. Februar. Römische Geschichte. Pl. nennt die Optimaten Egoisten: so wird den Gracchen der Ehrenname Altruisten zugeteilt und ihnen nachgesagt, sie hätten ganz im Sinne des auf unsere Klassenbeamten häufig angewandten Spruches noblesse oblige gelebt und gehandelt. Ihnen lag (wie unserm Ausschuss gegenüber der Klasse) das Interesse und die Ehre, die Wohlfahrt und Grösse des römischen Volkes und Staates am Herzen (Staatsmänner, Politiker), während die Optimaten mehr nur ihrem Bauch und ihrer Eitelkeit frönten. Die Gracchen setzten sich das hohe Ziel, den Staat vor dem Verfall zu bewahren, ihn wieder gesund zu machen; sie opferten sich für die hohe Idee des Glückes ihrer Mitbürger. Die Optimaten hingegen benützten das verlotterte Volk und die Macht des Staates als Mittel zu ihren egoistischen Zwecken.

In Abwesenheit des immer noch kranken Präsidenten hält Dreier B. eine humorgewürzte Ansprache, die Kameraden ersuchend, über die Fastnachtsferientage sich so aufzuführen, dass die Ehre der Klasse nicht zu leiden habe.

19. Februar. Mz. referiert namens des Ausschusses über den Revisionsantrag und schlägt folgenden neuen Artikel vor: Wird die Demission des Aufsehers angenommen, so tritt der Vize-Aufseher an seine Stelle und verwaltet von da an sein Amt während der gesetzlichen Dauer. Gleichzeitig wird ein Vize-Aufseher gewählt. J. M. möchte diesen Artikel nicht nur in das Aufsehergesetz, sondern mit entsprechender Änderung in jede Beamtenordnung hineinsetzen, A. hingegen nur in das Wochnergesetz, auf welches sich die andern betr. Abbitte jeweils berufen. Letzterer Antrag findet Annahme.

Der kleine M., der wegen ansteckender Krankheit in der Familie 3 Wochen lang die Schule meiden soll, übersendet durch R. Grüsse und lässt sagen, er werde schon nach 14 Tagen wieder erscheinen. Eine Karte geht an ihn ab. St. auf die Jungheldentafel.

21. Februar. Geographie. Belgien reich an schwarzer Kohle, die Schweiz an weisser (honille blanche). Zunehmende Verwertung der Wasserkräfte. Hinweis auf das im Bau begriffene baselstädtische Elektrizitätswerk in Augst. — Holland. Erinnerung an das internationale Schiedsgericht im Haag und die Casablanca-Affäre.

23. Februar. Besprechung des Auszugs der Cimbern und Teutonen, der Tiguriner und Rauraker. Nur schwach mit dem Boden verbunden, der, noch beinahe ganz unverteilt, niemandem oder allen gehörte; noch kein privater Grundbesitz. Wohnungen elende Hütten mit wenigen Geräten. Dagegen enger Zusammenhang der Gemeinde- und Stammesgenossen, die bienenmässig ausschwärmen konnten, ohne Wertvolles zurücklassen zu müssen. Warum wäre dies heutzutage und bei uns unmöglich? Der Boden in Privateigentum, oft hohen Wert darstellend (1 m² Land in Basels Zentrum bis 1200 Fr.), Häuser, Fabriken, Mobiliar ebenfalls hochwertig; gemeinsame öffentliche Werke, die viel Arbeit und hohen Geldaufwand erheischen; hohe Kultur, die an die Heimat bindet (Heimatliebe), Abhängigkeit im Erwerbsleben. Der Einzelne ist freier, beweglicher; er kann Hab und Gut verkaufen und fortziehen. Das Ganze ist nicht mehr wanderungsfähig, weil ungeheure Werte verloren gingen. (Zigeuner staatslos.)

24. Februar. F. hatte eine Karte mit dem Bildnis eines sich für Geld sehen lassenden Mannes von ungeheurer Dicke gekauft, um sie seinem 13 jährigen Schwesterchen ins Welschland zu schicken. Zum Glück liess er sie unter der Bank liegen, und so kam sie durch die ordnungschaffenden Wochner in meine Hände. Besprechung: Ein artiges Schwesterchen hat nur Freude an Artigem, Schönem. Körperliche Schönheit liegt im Ebenmass kraftvoller Glieder, wie die Griechen und ihnen nach die Römer am besten wussten und darstellten, und wie die heutige Turnerei es erstrebt. Der Bauch des Kartenmenschen überschreitet alles Mass: Unmass. So ist dieser unschön, plump, unbeholfen. Hätte F. gewusst, was schön; hätte er

einen feinen Geschmack gehabt, wie ein Grieche, so hätte er sich am Bilde gestossen und nie daran gedacht, sein artiges Schwesterchen damit zu behelligen. Er zeigte in diesem Falle Geschmacklosigkeit; sein Geschmack verirrte sich (Geschmacksverirrung). Einer meint, die Klasse sollte ihm die 10 Cts. für die konfiszierte Karte vergüten, findet aber lebhaften Widerspruch. H. hält im Gegenteil dafür, F. sollte für diese Wendung der Sache dankbar sein, weil wir seinen Geschmack vom falschen auf den guten Weg zurückgeführt; dieser Meinung schliesst sich der Beraubte selber an. — Karte an M.

25. Februar. Wieder wird die überall angeschlagene Anforderung des Erziehungsdepartements, die schulpflichtigen Kleinen anzumelden, als Anlass dazu benützt, das Wesen der Exekutive und der Staatsverwaltung im allgemeinen, und die Organisation des hiesigen Schulwesens im besondern darzulegen. Wie bitter nötig ist ersteres für den Geschichtsunterricht! Wie wäre es z. B. möglich, fruchtbar von Tiberius Gracchus und seinem Ackergesetz zu handeln, wenn nicht durch vielfache Exemplifizierung zu Bewusstsein gebracht worden, dass die grosse Arbeit einer gesetzlichen Neuerung erst beginnt, wenn das Gesetz votiert ist. Ein hübsches und allen verständliches Pendant liefert das grammatische Gesetz (Regel), das leicht genug abstrahiert und anerkannt wird, aber nur sehr langsam und schwer sich durchführen lässt.

26. Februar. Präsident B. bittet die Klasse in guter Rede, auf den Beschluss vom 19. Februar zurückzukommen. Es habe sich bei näherer Prüfung gezeigt, dass die Einschlebung des neuen Artikels ins Wochnergesetz unmöglich sei, da die beiden Wochner immer zu gleicher Zeit gewählt werden. Im Namen des Ausschusses beantragt er, ihn dem Aufsehergesetz beizugeben und im Kassiergesetz darauf zu verweisen: Im Falle der Demission des Kassiers erfolgt die Neubesetzung der vakanten Stellen nach Art. 4 a des Aufsehergesetzes. Angenommen.

Betrachtung der italienischen Demokratie nach dem Bundesgenossenkrieg, die keine Vertretung kannte. J. M. findet: weil nur die in Rom anwesenden Bürger Stimm- und Wahlrecht hatten, so war Rom nach wie vor die Herrin, die übrigen Italiener Untertanen; das alte Verhältnis zwischen bevorrechteten Patriziern und rechtlosen Plebejern hat sich gleichsam wiederholt und auf ganz Italien ausgedehnt. — Vertretung in 3 i, in Baselstadt, im Bund. Anteil des Volkes an der Gesetzgebung dieser drei Gemeinschaften. Vertretung im heutigen Italien: Das italienische Volk ist gleichmässig vertreten; durch seine Abgeordneten hat es, wenn nicht direkt, so doch indirekt, Anteil an der Gesetzgebung, Apulien und Stadtrömer verhältnismässig gleichviel. Im alten Italien waren, weil Vertreter fehlten, alle Bürger, mit Ausnahme der in Rom anwesenden, von der Gesetzgebung ausgeschlossen. Schein-Demokratie. (Klassenaufsatz.)

2. März. Zwei der besten Klassengenossen in Zwist! Aus den vier- und sechseitigen Berichten, die Sp. und J. M. darüber verfassten, ersehe ich, dass derselbe bis in die erste Sekundarschulzeit zurückreicht. Seinen Grund hat er in der Charakterschiedenheit der beiden, wozu ein Gran Eifersucht sich gesellen mag. Weil den beiden als hervorragenden Führern je eine Gruppe Kameraden anhängt, brachte ich die Sache vor die Klasse. An die Verlesung der Berichte und ein Reduell der Streitenden, schlossen sich verschiedene Verlautbarungen anderer und gute Räte, namentlich der Hinweis auf die Versöhnung zwischen C., H. und K., und das Usterische Gedicht. Ich giesse Öl auf die Wogen, die um Lappalien (Spötteleien, kleine Beleidigungen) willen so hoch gehen. Wie können zwei verständige Jungen sich durch solche Nichtigkeiten auf- und gegeneinander bringen lassen! Ein idealer Zustand wäre es, wenn alle 42 Kameraden sich lieben könnten. Gelingt dies zweien nicht, weil sie zu verschiedenen Charakters sind, so soll eben jeder seinen Weg gehen und sich an seinesgleichen halten. Beide haben gefehlt und auch gebüsst, denn wohl war keinem. Begrabt den Streit und lasst einander in Zukunft in Frieden! Redet ein paar Wochen nicht mehr von einander; beherrscht eure Zungen! Aus Knechten eurer kleinen Leidenschaften werdet zu deren Herren! Lasst eure Vernunft walten; das schuldet ihr nicht nur euch selber, sondern besonders auch der Klasse, denn „es droht Gefahr der guten Sache, wenn Zwist die Klassenbrüder trennt“. Wollt ihr dies

im Interesse und für die Ehre der Klasse versprechen? Beidens. Ihr ändert aber habt dadurch gefehlt, dass ihr durch Zuträgereien dem Zwist Nahrung gabet. Euer Schiller meint, dass:

Geberdenspäher und Geschichtenträger
Des Übels mehr auf dieser Welt getan,
Als Gift und Dolch in Mörders Hand nicht konnten.

Hütet euch, den Streit durch gedankenloses oder böswilliges Geschwätz wieder aufzufrischen. Beherrscht ihr euch der Klasse zuliebe, so werden die beiden hadernden Kameraden sich früher oder später wieder finden, wie C. einer-, H. und K. andererseits sich schon längst wieder in guter Freundschaft die Hand gereicht haben.

4. März. Weil schon öfter vom preussischen Dreiklassenwahlrecht die Rede war, so wird nun auch von der die preussischen Städte durchzitternden Bewegung gesprochen, die das gleiche, direkte und geheime Wahlrecht verlangt. Wie verfährt man bei uns, wenn in weiten Kreisen ein politisches Bedürfnis empfunden wird? Man sammelt Unterschriften und reicht den Wunsch ein, worauf der Grosse Rat darüber berät und eine Volksabstimmung veranstaltet wird. So wird der bisher blosser Wunsch in aller Friedlichkeit Gesetz, oder erweist sich als nicht von der Mehrheit gehegt (Initiative, Art. 28 der Verfassung). Wille des Volkes und Gesetz decken sich bei uns. In Preussen hingegen haben König und Adel das Übergewicht. Bei uns herrscht freilich auch ein König; aber die Mehrheit ist dieser König. Hier Demokratie, dort Aristokratie; hier Republik, dort Monarchie. Wie scharf hebt sich von der preussischen Schmach, die das Recht im Staate der Materie (dem Franklinschen Esel) ausliefert, die die Person zu Ehren ziehende baselstädtische und schweizerische Demokratie ab!

5. März. Besprechung der heute und morgen stattfindenden Abstimmung über die Trennung von Kirche und Staat, und der Wahl eines Regierungsrates, eines Appellationsrichters und zweier Zivilrichter. Repetition der Bedeutung dieser Ämter. Vergleich mit den Wahlen im alten Rom. Auf die besagte Trennung, die in ihren Grundzügen ganz gut begriffen wird, werden wir nächstes Jahr (bei Nordamerika) zurückkommen.

Sch. rügt, dass in der heute verlesenen Chronik der Zwist Sp.-J. M. nicht erwähnt worden. Andere begreifen, dass der Chronist als Beteiligter so gehandelt. — M. heischt ein Blatt, um mit Musse die Abschiedsrede ausarbeiten zu können, die er nach dem Examen an seine Kameraden halten will. — Für die vielen, letzter Tage eingereichten Zeichnungen kommen mehrere auf die Ehrentafel.

7. März. Natürlich waren Abstimmungs- und Wahlergebnisse bereits bekannt. Ich erzähle kurz den Werdegang des Gesetzes über die Trennung, um wieder darzulegen, dass es gewöhnlich der Regierungsrat mit seinem Beamtenstab sei, der die Gesetzesentwürfe ausarbeite, nachdem er vom Grossen Rat eingeladen worden, Bericht und Antrag über die betr. Angelegenheiten einzureichen. Über den 182 Seiten starken Bericht, den das Justizdepartement über die Trennungsfrage verfasst hat, und der ihnen vorgezeigt wird, verwundern sich die Jungen bass und bekommen so etwas wie eine Ahnung von der Arbeit des Regierungsrates. Diese Ahnung wird noch verstärkt durch Vorweisung des dickbandigen letztjährigen Verwaltungsberichtes dieser Behörde, worin dargelegt sei, was sie letztes Jahr alles getan.

9. März. Verwirrung der politischen Sitten und der Parteikämpfe im Rom des Marius-Sulla. An Stelle des Gesetzes, des staatlichen Rechts, tritt die Gewalt, die sich auf das ihrem Führer blind ergebene, beutelüsterne Heer stützt, welches letzteres sich von rebellischen Generälen gegen die Hauptstadt führen lässt. Militärherrschaft. Söldnerheer Gefahr für den Staat, Bürgerheer dessen Stütze. Milizheer, stehendes Heer. (Der gestürzte Sultan Abdul Hamid suchte durch Bestechung das Heer wieder an sich zu fesseln, um wieder Herr im Staate zu werden.) Gewalttätige Auflösung von Parlamenten. Der Fürst überall oberster Herr des Heeres, daher seine Übermacht. Bewaffnung in der Schweiz, in der Monarchie.

12. März. Eine festliche Stunde, da angesichts des Lanzschen Pestalozzibildes der Brief verlesen wird, den der Vorsteher des Erziehungsdepartements an die hiesige Schuljugend richtet, um sie zu ermuntern, ihren Vorgängern von 1859

gleich ein vaterländisch Stück Erde, an das sich weihevoll Erinnerungen knüpfen, den Neuhoof, gewinnsüchtiger Spekulation zu entreissen und in den Besitz der schweiz. Schuljugend zu bringen. Wenn ihr euch in der Schule wohl fühlt, wenn der Staat Millionen ausgibt, um euch zu tüchtigen und guten Menschen und Bürgern zu erziehen, so verdankt ihr das zum grossen Teil der Geisteskraft, der Herzensgüte und dem Feuereifer Pestalozzis. Sein Leben war ein Opfer für die Menschheit; er ist würdig, so lange Menschen leben, geliebt und gepriesen zu werden. Die gesamte Schweizerjugend vereinigt sich zu einem Werk, das, dankbarer Erinnerung entsprossen, Liebe und Dankbarkeit pflanzen wird. Ihr aber könnt nach 50 Jahren noch sagen, wenn vom schweizerischen Neuhoof die Rede ist: Wir sind auch dabei gewesen, als dies Werk geschaffen wurde. — Das Bild Grobs „Pestalozzi in Stans“ wird ausgeteilt, betrachtet und erklärt. R. meint angesichts des schönen Bildchens: Wir machen ja Profit, denn das Bild ist mehr wert, als wir geben können.

Zwei kommen auf die Jungheldentafel, sieben für Bilder auf die Hämmerleintafel.

16. März. H. hat das Grob'sche Bild schön eingerahmt und schenkt es der Klasse. Diese beschliesst auf Antrag W., den Namen des Gebers *rot* auf die Hämmerleintafel zu setzen. Selbst einen geeigneten Nagel hat der Sorgliche mitgebracht, und sofort wird das Bild an dem von der Klasse ausgesuchten Ort aufgehängt.

19. März. Wer sich nicht selbst befiehlt, bleibt immer ein Knecht. Wenn ihr die Freiheit, die ich euch liess, euch als Gemeinschaft selber zu regieren, missbraucht; wenn ihr anfanget, eure selbstgegebenen Gesetze zu missachten; wenn ihr gleichgültig würdet für Interesse und Ehre der Klasse; wenn ihr eure Demokratie als Spiel und Kurzweil betreiben wolltet (wozu einige schon Lust zeigten); wenn ihr in blind sich bekämpfende Parteien zerfiel (wovon letztes Jahr ein schwacher Anfang zu spüren gewesen): so würdet ihr eure Freiheit und Selbständigkeit verlieren, denn dann wäre ich genötigt, euch als unreifen Buben alle Rechte wegzunehmen und Alleinherrschaft zu üben. Ähnlich ging es dem römischen Volk. Als es sich in wilder Parteigung lange genug geschwächt, an Stelle des Gesetzes und Rechts die brutale Gewalt gesetzt hatte, wurde es zuletzt die Beute des Gewaltigsten, das Eigentum eines Herrn und Monarchen.

21. März. Sp. berichtet in langer schriftlicher Ausführung wiederum über seinen Schützling W. Er ist besser mit ihm zufrieden als letztes Jahr, und bittet die Klasse, ihn auch dieses Mal noch mitzunehmen. Diskussion. C.: Wenn wir ihn mitnehmen, so nur unter der Bedingung, dass er aufmerksamer sei und die Klasse weniger hindere. J. M.: Der Ausschuss soll den Lehrer anfragen, ob er einverstanden sei, W. mitzunehmen; wenn dies der Fall ist, so können wir unsere Bedingungen stellen. Ich erkläre, die Entscheidung der Klasse zu überlassen. K. berichtet, W. habe ihm im Vertrauen mitgeteilt, er sei gar nicht so dumm, wie man meine, M. gegenüber habe er gesagt, er werde es sicher noch zum Grossrat bringen. Sch.: Wenn wir ihn nicht mitnehmen, so ist das eine Schande für uns. Der Präsident lässt abstimmen und einhellig wird Mitnahme beschlossen. Seinem Patron hat W. bereits privatim gedankt, und der Klasse gegenüber wird er es morgen schriftlich tun. Auf den Antrag J. M.'s, mit dem er den bösen Zwiß gehabt, wird Sp. zum Dank für seinen Bericht und sein gutes Patronat auf die Ehrentafel geschrieben. (Die beiden haben, wie ich von ihnen einzeln vernahm, meinen Rat, nicht mehr von und über einander zu reden, befolgt, und so sind die kleinen Leidenschaften zur Ruhe gekommen.) F.: Jetzt sollten wir die Bedingungen aufstellen, denen sich W. fügen muss. Mz.: Er kann sie doch nicht halten; er vergässe sie, denn er hat einen schwachen Kopf und tut manchmal, was er gar nicht will. F.: Also müsste man ihn von Zeit zu Zeit daran erinnern. R.: Das hiesse ihn beleidigen. Pl.: Wenn W. Herr seiner selbst ist, so stellt er sich diese Bedingungen selber; wir brauchen dies nicht zu tun. C.: Sobald W. zeigt, dass er sich selber zu regieren versteht, nimmt ihm die Klasse das Joch der Bedingungen ab, wie sie gegenüber dem kleinen M. in Reinlichkeitsachen tat. P.: W. sollte in seiner Rede angeben, ob er sich selbst Bedingungen auferlegen oder solche von der Klasse ent-

gegennehmen wolle. J. M.: Selbstverständlich würde er sich leichte auferlegen, und so wäre der Erfolg null. K.: W. ist ein Knecht, der sich befehlen lassen muss. — Mit 20 gegen 18 Stimmen werden ihm die Bedingungen erlassen.

22. März. W. hat, von einem Kameraden unterstützt, folgende Sätze aufgeschrieben, die er verliest: Liebe Kameraden! Ich danke Euch für die gute Kameradschaft, die Ihr mir auch dieses Jahr wieder erwiesen habt. Ich danke Euch auch herzlich dafür, dass Ihr mich in die 4. Klasse mitnehmen wollt. Ferner bezeuge ich dem Herrn Lehrer meinen aufrichtigsten Dank für die grosse Mühe und Arbeit, die er sich mit mir gegeben hat, und besonders auch dafür, dass er mein Geschick in die Hand der Klasse gelegt hat.

B. berichtet über seinen Schützling F. und wird dafür ebenfalls auf die Ehrentafel gesetzt.

31. März. F., der morgen seine Lehre antritt, nimmt Abschied und dankt in einer (schriftlich vorbereiteten) Rede mir für den Unterricht, der Klasse für gute Kameradschaft, und seinem Patron B. für Rat und Tat. Präsident B. spricht ihm den Dank der Klasse für drei Jahre Freundschaft aus, wünscht ihm Glück für die Zukunft und bittet ihn, die Klasse in guter Erinnerung zu behalten. F. hat allezeit zu den „Vielen, Allzuvielen“ gehört; um so erfreulicher, dass er am Schluss sich noch zu einer kleinen selbständigen Tat aufraffte.

2. April. Amtsdauer der Wochner und des Klassenanwalts abgelaufen. Nach Diskussion wird beschlossen, heute, da wir gerade Zeit haben, zu wählen, die Amtsdauer aber erst nach den Ferien beginnen zu lassen. K., für beide Ämter portiert, wird auch für beide gewählt, und entscheidet sich nach der Ermahnung C.'s, das schwierigere, das des Anwaltes, zu übernehmen.

4. April. Letzter Schultag. Am Samstag war G. von einem Radler umgefahren und leicht verletzt worden. Ein Polizist hatte ihn aufgehoben, eine Dame ihm die Schürfwunde ausgewaschen und den Erschrockenen zur Schule geschickt. Bald darauf war der Polizist in der Schule erschienen und hatte dem Betroffenen mitgeteilt, was er zu tun habe, wenn er für seinen etwas mitgenommenen Rock Entschädigung verlange. Heute erzählt G. der Klasse sein Erlebnis, und ich benütze den Anlass, die Rolle des Staates als Garant der Sicherheit der Person und des Eigentums repetierend darzulegen. Würde jeder nur für sich hinleben, so wäre unser Kamerad eben sich selbst überlassen geblieben. Die hiesigen Menschen sind aber verbunden, einmal durch Menschenliebe und Mitleid — daher die Samaritertat der Dame — und dann durch den Staat, dessen Vertreter sofort einschritt und tat, was Rechtsens.

An den ehemaligen Kameraden Be., der inzwischen von Klosterflechten nach dem obern Baselbiet versetzt worden, wird ein ganzer Pack Briefe geschickt. Die Schreiber, darunter die beiden Schwächsten der Klasse, W. und A., die offenbar erkenntlich sein wollten für die Promotion, kommen mit P., der einen Tafelwischlappen gebracht, auf die Meister Hämmerleintafel. Letztere abzulesen, bleibt keine Zeit; dafür wird Sp. die Geehrten mit der jeweiligen Zahl der Ehrungen in die Chronik eingetragen.

Dreier B. gratuliert Pl. zum Geburtstag.

J. M. verliest den Bericht über seinen Klienten H., schiesend: Aus alledem ersieht man, dass H. sein eigener Herr geworden ist. Ich habe nur noch den Titel eines Patrons; in Wirklichkeit bin ich es nicht mehr. Ich bitte Euch deshalb, liebe Kameraden, mich der Aufsicht über H. zu entheben. Die Klasse stimmt zu; der Befreite dankt, und der Patron erntet den Dank der Gemeinschaft für seine ausgezeichneten Dienste. Auch mir wird vom Präsidenten gedankt, und dieser ermahnt zum Schluss seine Kameraden, am Examen die Ehre der Klasse wohl zu wahren.

8. April. Examen. Französisch. Thema: La ruse (Baumgartner Nr. 101). Ein frierender Reisender treibt Bauern vom Kamin, dessen Plätze sie alle hartnäckig besetzt hielten, durch List in den Stall, woselbst sie anstatt eines blauen Wunders ihre Schande erblicken. Hätten die Bauern bedacht, was sie sich und ihren Gemeindegossen schuldig; hätten sie euren Wahlspruch befolgt: Tout ce qui pourrait nuire à l'honneur de la communauté, doit être évité scrupuleusement, so hätten sie sich selbst und ihre Gemeinde nicht lächerlich gemacht.

Nach dem Examen dankt Dreier B. den sechs Scheidenden für gute Kameradschaft und wünscht ihnen Glück. In der letztern Namen verliest Mo. eine rührende Abschiedsrede: „Scheiden tut weh.“

Zur Körperhaltung und Federführung beim Schreiben.

1. Eine falsche Körperhaltung kann den Schüler dauernd schädigen, indem sie seitliche Rückgratsverkrümmung und Kurzsichtigkeit zur Folge haben kann.

2. Eine richtige Körperhaltung wird den Schüler schützen, dass er diesen Gefahren entgeht oder doch weniger Schaden leidet.

3. Erfahrungsgemäss kann aber auch jede Federhaltung so zur Gewohnheit werden, dass später eine Korrektur schwer oder gar unmöglich wird.

4. Deshalb wird es stets äusserst wichtig sein, nicht müde zu werden, den Schüler zu richtiger Federführung und guter Körperhaltung zu gewöhnen und beides durch die Schulzeit hindurch zu befestigen.

5. Denn eine richtige Federhaltung, verbunden mit guter Körperhaltung, erweist sich nach erfolgter Gewöhnung und entsprechender Beaufsichtigung schliesslich doch immer als die bequemste, gesündeste und vorteilhafteste Schreibhaltung. Sie wird in ihrem Teil wesentlich mithelfen, den Schüler zu befähigen, sich eine geläufige, deutliche und gefällige Handschrift anzueignen.

Die allgemein anerkannten Forderungen an eine gute Schreibhaltung sind ungefähr folgende:

1. Der Oberkörper ist in ungezwungener, aufrechter Haltung, so dass er seine Stütze im Rückgrat findet.

2. Die Beine sind im Kniegelenk ungefähr rechtwinklig gebogen und die Unterschenkel senkrecht gestellt. Ruhen die Füsse mit ganzer Sohle auf dem Boden, und kann auch der Rücken (bei guter Schulbank) an der Kreuzlehne ruhen, dann wird der Oberkörper in seiner Haltung wesentlich unterstützt und möglichst vor Ermüdung geschützt.

3. Das Andrücken der Brust an den Tischrand ist zu vermeiden; vielmehr soll der Körper einige Zentimeter vom Tischrande entfernt sein.

4. Der Kopf ist ein wenig nach vorn geneigt. Eine seitliche Neigung nach links oder rechts ist unzulässig.

5. Die wagrechte Verbindungslinie der Augen und diejenige der Schultern (Querachse des Körpers) ist dem Tischrande parallel.

6. Jeder Unterarm liegt ungefähr mit seinen vorderen zwei Dritteln auf dem Tische, und die Ellbogen stehen etwa handbreit vom Körper ab.

7. Die Arme haben nahezu eine symmetrische Lage, und die Hände, ungezwungen in der Verlängerung der Arme liegend, bilden ungefähr einen rechten Winkel miteinander.

8. Die drei ersten Finger der rechten Hand halten bei mässiger Beugung den Federhalter leicht und ungezwungen. Der Mittelfinger lehnt sich mit der linken Nagelecke an die rechte Seite des Halters an.

9. Wie die ersten drei Finger, so sind auch der vierte und fünfte etwas zu krümmen. Diese beiden Finger gewähren der Hand, die ungefähr auf der rechten Nagelkante des kleinen Fingers hingeleitet, eine leicht bewegliche Stütze.

10. Die Spitze des Zeigefingers ist von der Federspitze wenigstens drei Zentimeter entfernt, und der Halter weist nach der Schulter.

11. Das Handgelenk wird etwas gehoben und soll das Papier nicht berühren.

12. Sind zwei bis drei Zeilen geschrieben, so wird das Heft jeweils von der linken Hand etwas in die Höhe geschoben.

13. Das Heft kann in Rechts- oder Mittellage gebracht werden.

14. Nach dem Urteil massgebender Autoritäten ist als einzig richtige Lage jedoch nur die Mittellage zulässig, wobei das Heft vor der Mitte des Schreibenden liegt.

15. Bei der Steilschrift hat das Heft gerade Mittellage,

d. h. der untere Rand des Heftes ist mit dem Tischrande parallel, und die Grundstriche werden senkrecht zum Tischrande gezogen.

16. Bei schräger Mittellage steigt der untere Hefttrand von links unten nach rechts oben, so dass er mit dem Tischrande einen Winkel von zirka 30 Grad bildet. Auch bei dieser Heftlage werden die Grundstriche senkrecht zum Tischrande gezogen.

In einer Wandtabelle, die im Selbstverlage von J. J. Walter, Lehrer, Buchthalen, Schaffhausen erscheint, hat der eben Genannte im Bilde festzuhalten versucht, was von einer richtigen Federhaltung verlangt wird, insbesondere folgende Punkte:

1. Vordere linke Nagelecke des Mittelfingers an den Federhalter anlegen.

2. Den Daumen etwas zurückstellen und beugen.

3. Den Federhalter an das oberste Gelenk des Zeigefingers anlehnen.

4. Gleiten der Hand auf dem kleinen Finger.

5. Den Handballen nicht auf die Schreibfläche legen, sondern etwas heben.

Wenn genannte Tabelle dazu beiträgt, dem Schüler solche einfache Forderungen recht deutlich zur Anschauung zu bringen und ihn in der Folge immer wieder daran zu erinnern, dann hat sie ihren Zweck erreicht. J. J. Walter.

Gegen die freien Niederschriften auf der Unterstufe, wie sie der vorgeschlagene Berliner Lehrplan fordert, erhebt R. Schauer (Päd. Ztg. Nr. 22) Einwand, da der Mehrzahl der Schüler die nötigen Voraussetzungen, die genügende geistige Entwicklung fehlen. „Weil man allgemein die Kräfte des Kindes überschätzt, werden die Anforderungen an seine Leistungsfähigkeit überschätzt.“ Kinder leiden an einer gewissen Schwäche der Aufmerksamkeit und des Urteils, es fehlt der genügende Vorrat an Wortformen und Wortbildern, und die nötige Schreibfertigkeit. Diesen vier Mängeln hat der synthetisch aufbauende Unterricht zu begegnen; er hat die Aufmerksamkeit zu stärken, das Urteil zu festigen (Einlesen, Behandeln, Wiedererzählen), die gebräuchlichsten Wörter in Bedeutung und Schreibung einzuprägen (Sprach-, Abschrift-, Diktatübungen) und die Schreibfertigkeit zu vermitteln. R. Schauer erklärt das analytische Verfahren für verfrüht; ihm ist die konsequente Synthese das rationellste Verfahren zur Entwicklung der Verstandeskräfte.

— An einer Prüfung der obersten Klassen der Berliner Gemeindeschulen (um zu erfahren, ob deren Leistungen zurückgegangen, wie die Presse behauptete) wurden folgende Aufgaben gestellt: Aufsatz: Wie ich den letzten Sonntag verlebte. Diktat: Das Erdbeben von Lissabon (Goethe). Rechnen. Aufgaben für Knaben und Mädchen: 1. Eine Kiste Ware wog $26\frac{3}{4}$ kg und kostete 58,15 M. Wie viel M. kostete 1 kg der Ware, wenn die Kiste $3\frac{1}{4}$ kg wog und mit 1,75 M. berechnet wurde. 2. Eine Beamtenwitwe mit einer Pension von 648 M. besitzt ein Vermögen von 27,000 M. Wie viel darf sie, ohne das Vermögen selbst anzugreifen, monatlich ausgeben, wenn sich dasselbe zu $3\frac{1}{2}\%$ verzinst? 3. Ein Kaufmann erhält 4 Fässer Petroleum, die der Reihe nach wiegen: $170\frac{1}{2}$ kg, $176\frac{3}{4}$ kg, 178 kg, $174\frac{3}{4}$ kg; die Tara beträgt 20%. Wie viel ist bar zu zahlen, wenn 100 kg Petroleum 25 M. kosten und $2\frac{1}{2}\%$ Rabatt berechnet werden. Knabenschulen. 4. In einem Garten wurden 4 kreisrunde Blumenbeete von 1,75 m Halbmast mit Bandeisen eingefasst. Wie viel M. kostete die Einfassung, wenn der laufende M. Bandeisen auf 35 Pf. berechnet wurde ($\pi = 3\frac{1}{7}$). — Die Päd. Ztg. und ihre Einsender finden die Aufgaben nicht zu schwer; auch wenn deren Bearbeitung (z. B. Aufsatz) nicht einen untrüglichen Masstab für die Schule bilde. — Für die Korrekturen im Aufsatz hatten die Lehrer am Rande folgende Zeichen anzuwenden: s Fehler im Satzbau; + grammatische Fehler; / orthographische Fehler; ~ Fehler der Zeichensetzung (Interpunktionsfehler ~ gelten als halbe Fehler).

* * *

Die Kraft der Disziplin liegt im scharfen Auge des Lehrers, aus dessen kräftigem und mildem Blicke den Kindern ein fester Wille und ein warmes Herz entgegenleuchtet. Trunck, Erfahrungen.

□ □ □